

Aufschwung mit Erblasten

Die Orthodoxe Kirche in der Krise Rußlands

Ob es in Rußland in absehbarer Zeit zu einer politischen und wirtschaftlichen Stabilisierung kommt, ist fraglich. Derzeit scheinen Demokraten und Marktwirtschaftler gegenüber Vertretern des alten Apparats und Nationalkonservativen ins Hintertreffen zu geraten. Die Russische Orthodoxe Kirche hat in den letzten Jahren institutionell einen deutlichen Aufschwung erlebt; auch an der „Basis“ sind zahlreiche Initiativen entstanden. In der Bewältigung der Vergangenheit unter kommunistischer Herrschaft stehen entscheidende Durchbrüche noch aus.

Das nebulöse Gebilde GUS – Gemeinschaft Unabhängiger Staaten –, das als Notgemeinschaft der Nachfolgestaaten der Sowjetunion geschaffen worden war, gibt es fast nur noch in den Köpfen westlicher Politiker, die versuchen, das Gestern des Sowjetstaates mit dem heutigen Zustand wenigstens begrifflich zu verbinden. In Wirklichkeit haben sich längst bestimmte Konturen abgezeichnet, die es praktisch unmöglich machen, die alte Sowjetunion mit einem halbwegs zutreffenden Oberbegriff zu umschreiben.

Neben Rußland erkennt man als Staat ohne erkennbares Profil Weißrußland. Die baltischen Staaten knüpfen mit erheblicher Hilfe der traditionell mit ihnen verbundenen Länder an ihre – katholischen und lutherischen – Wurzeln an. Die Ukraine betreibt eine bewußte Separation von Rußland. Moldawien schwankt zwischen Eigenständigkeit und Anschluß an Rumänien, die Kaukasusvölker sind in ihre eigenen Kämpfe verwickelt. Und die islamisch geprägten mittelasiatischen Republiken wirken nur beim ersten Hinsehen wie ein Block – beim näheren Hinschauen lassen sich auch da Unterschiede ausmachen.

Die *Russische Orthodoxe Kirche* (ROK) mußte auf diese Entwicklung reagieren. Ihre Basen hat sie natürlich in Rußland und Sibirien sowie in Weißrußland. Die meisten Gemeinden der ROK befanden sich jedoch in der Ukraine. In den baltischen Staaten gibt es traditionell eine starke russische Diaspora, die sogar auf Zeiten zurückgeht, als Estland, Livland, Kurland und Litauen noch gar nicht zu Rußland gehörten (z.B. das Baltikum als frühes Zufluchtgebiet der Altgläubigen). Die orthodoxe Diaspora wird mit der Fluchtbewegung aus den mittelasiatischen Staaten infolge des islamischen Vertreibungsdruckes natürlich auch mit jedem Tag kleiner. Es gibt also ein ganzes Paket organisatorischer Probleme, das allein auf diesem Feld vom Moskauer Patriarchat gelöst werden mußte.

Ein erfreulicher institutioneller Aufschwung

Die Mutterkirche kann die Teilkirche in einer neuen politischen Einheit in die sog. *Autokephalie*, die völlige Eigenständigkeit entlassen. In einem solchen Fall wäre die Konsultation mit dem Ökumenischen Patriarchat in Konstantinopel und den autokephalen Schwesterkirchen notwendig. Die Kir-

chenkämpfe in der Ukraine gehen – jedenfalls vordergründig – auf den Wunsch vieler Ukrainer zurück, endlich kirchlich von der Diktatur Moskaus loszukommen und ein autokephales, also von Moskau völlig unabhängiges Patriarchat zu gründen.

Das am häufigsten zur Anwendung kommende Modell ist das der *Autonomie*. Die Teilkirche in einem der neuen Staaten erhält eine sog. administrative Eigenständigkeit. Sie ist damit praktisch völlig unabhängig in ihren internen, etwa personellen oder politischen, Entscheidungen. Im Prinzip hat die Mutterkirche lediglich bei der Wahl des Oberhauptes der Teilkirche ein Mitbestimmungs- oder wenigstens Bestätigungsrecht. Zweitens empfängt die autonome Kirche von der Mutterkirche das heilige Myronöl. Nur autokephale Kirchen sind zu seiner Herstellung berechtigt: Es findet bei der Taufe und bei der Krankensalbung – sowie bei der Kaiserkrönung – Verwendung. Entsprechende Anträge der russisch-orthodoxen Bistümer in den baltischen Republiken und aus der Moldau sind bereits vom Moskauer Patriarchat genehmigt (die Gemeinden des Patriarchats in der Ukraine und in Weißrußland hatten den autonomen Status bereits 1990 erhalten). Falls kein Konsens mit der Mutterkirche erzielt werden kann, ist die Unterstellung einer Teilkirche auch unter das Patriarchat Konstantinopel möglich (nach 1917 unterstellte sich diesem die Finnisch-Orthodoxe Kirche Konstantinopel und 1927 das russische Emigrationsbistum Westeuropas mit Sitz in Paris). In der *Moldauischen Republik* ist ein Problem aufgetreten, das vorauszusehen war. Moskau hat der orthodoxen Kirche dort zwar einen autonomen Status verliehen, aber dieser Status befriedigt nicht. Vor Jahren schon ging es um die Rücknahme der umfassenden kirchlichen Russifizierungsmaßnahmen, durch die der orthodoxen Kirche in der Moldau der rumänische Charakter genommen werden sollte. Seit wenigen Jahren gibt es wieder Publikationen in rumänischer Sprache und lateinischer Schrift („Moldawisch“ mußte in kyrillischen Lettern geschrieben werden), seit 1990 residieren in Chisinau (statt der bis 1990 üblichen *russischen*) rumänisch-moldauische Bischöfe. Neuerdings gibt es in der Kirche eine starke Gruppe, die sich für den *kirchlichen Anschluß an Rumänien* stark macht: Einige Kleriker sind von der Rumänisch-Orthodoxen Kirche als Repräsentanten einer autonomen Moldauisch-Orthodoxen Diözese anerkannt worden, welche dem Patriarchen in Bukarest untersteht. Dieser Schritt

wird natürlich als eine Vorstufe zur endgültigen Einbeziehung der Moldau in die Jurisdiktion der Rumänisch-Orthodoxen Kirche betrachtet. Hier zeichnet sich eine Auseinandersetzung zwischen Anhängern einer Moskauer-Orientierung und einer Rumänien-Orientierung ab.

Infolge des Vertreibungsdruckes werden die russischen Volksgruppen in den *mittelasiatischen Staaten* täglich kleiner und damit wird die orthodoxe Diaspora immer unbedeutender. Die Moskauer Kirchenleitung verhält sich abwartend. Das Patriarchat möchte vermutlich eine direkte Anbindung dieser Gemeinden an Moskau beibehalten.

Man kann nur mit Freude registrieren, welchen Aufschwung die ROK derzeit institutionell nehmen kann. Alte Bistümer leben auf, die seit vielen Jahrzehnten nicht mehr mit Bischöfen besetzt werden konnten oder durften. Bischöfe werden in großer Zahl geweiht. Die Gründung von Gemeinden stellt heute überhaupt kein Problem dar. Wie viele russisch-orthodoxe Gemeinden es in Rußland oder auf dem Boden der früheren Sowjetunion überhaupt gibt, weiß wahrscheinlich niemand. 1992 wurde die Zahl 12000 genannt – aber sie hat keinen großen Informationswert. Es fragt sich: Stimmt die Zahl überhaupt? Auf welches Territorium bezieht sie sich? Wie groß sind diese Gemeinden? Derzeit sind nur zehn Personen für die Registrierung einer neuen Gemeinde nötig – vermutlich sind in dieser Zahl 12000, so sie irgendeine reale Grundlage hat, Hunderte oder Tausende kleinster Gemeindegruppen ohne Priester eingeschlossen, die im allgemeinen über kein Gotteshaus verfügen. In den meisten Fällen beginnt nach Zulassung einer neuen Gemeinde ein Tauziehen mit der Behörde oder Institution, die den Kirchenraum gerade nutzt (als Büro, Büchermagazin, wissenschaftliches Institut, Warenlager). Die Kirchengemeinde hat zwar jetzt das Recht auf ihrer Seite, aber wenn die jeweilige Institution keinen Raum zum Ausweichen beschaffen kann (oder will), muß die Gemeinde warten.

Neues Leben in alten Klöstern

In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß hinsichtlich einiger „Status-Symbole“ der russische Staat gegenüber der Kirche nachgegeben hat: Die *Kirchen des Kreml* sind zwar nicht in kirchlichen Besitz übergegangen (das waren sie auch vor der Revolution nie). Entsprechend Jelzins Zusagen wurde die Regelung getroffen, daß die ROK im Prinzip die Verfügungsgewalt über die Kreml-Kathedralen hat. Außerhalb der gottesdienstlichen Feiern sollen aber weiterhin Führungen durch die Kathedralen veranstaltet werden. Ein langwieriges Tauziehen gab es um die Sergius-Dreifaltigkeits-Lawra im bisherigen Sagorsk, dem jetzigen und früheren Sergiew Posad. Auf dem Klostergelände befanden sich bis jetzt eine Miliz- (Polizei-)Station – natürlich eine wichtige Schaltstelle des KGB – sowie ein staatliches Museum, in dem sich bedeutsame Teile der Sammlungen des Klosters befanden.

Staatlicherseits argumentierte man, die Polizeistation sei wegen der Pilgermassen nötig und das Museum müsse unter staatlicher Aufsicht bleiben, weil die Kirche nicht über die Kompetenzen für eine sachgerechte Konservierung verfüge. Außerdem sei zu befürchten, daß die Kirche manche der Exponate wieder in kirchlichen Gebrauch überführe – und das werde dieselben innerhalb kürzester Zeit verderben. Der Staat bzw. einige altkommunistische Subalternbeamte waren nicht bereit, sich aus diesem kirchlichen Zentrum erster Ordnung völlig zurückzuziehen – jetzt scheint zumindest der Auszug des Staates aus dem Kloster endgültig beschlossen zu sein.

Erfreulich sind auch die Entwicklungen im *klösterlichen Bereich*. Der Versuch, alle dem Moskauer Patriarchat zur Verfügung gestellten Klöster zu erfassen, dürfte eine Zahl von vielleicht 150 ergeben. Fast hat man den Eindruck, daß viele Kommunen diese teilweise riesigen Objekte schnell abstoßen wollen, um nicht für ihre Restaurierung und ihren Erhalt aufkommen zu müssen. Die Moskauer Kirche übernimmt solche Klöster und macht einen kleinen Komplex mit einer Hauskapelle bewohnbar. Hier leben dann einige Mönche oder Nonnen, die den Aufbau des Klosters beaufsichtigen und selbst daran mitarbeiten. Gelegentlich werden im Klosterensemble auch ökumenische Jugendlager (z. B. an der berühmten Optina-Einsiedelei 80 km südlich von Moskau) eingerichtet, wo junge Leute an den Aufbauarbeiten mitwirken und gleichzeitig mit der Orthodoxie in Berührung kommen können.

Bei der Vielzahl von Klöstern, über die die ROK jetzt wieder verfügt, stellt sich die Frage, ob diese Klöster in Zukunft, wenn die Bauarbeiten weiter fortgeschritten sind und die eigentlichen Klostertrakte wieder bezogen werden können, auch wirklich mit monastischem Leben erfüllt sein werden. Denn in der Regel handelt es sich nicht um kleine Konvente, sondern um große Klosteranlagen für Hunderte von Mönchen oder Nonnen.

Eine gute Entwicklung nimmt auch die *Ausbildung künftiger Geistlicher*. Die Zahl von etwa acht Priesterseminaren auf russischem Boden (bis 1988: drei in der ganzen UdSSR) ist erfreulich, aber längst nicht ausreichend. 1986–87 war nach Jahrzehnten der Kirchenschließungen der Tiefpunkt erreicht: 6800 orthodoxe Gemeinden gab es in der gesamten Sowjetunion, die Zahl der Priester lag in der gleichen Höhe. Die regelrechte Priesterausbildung fand in drei Seminaren statt, ein kleiner Teil der Absolventen, die künftigen „Kader“ der Kirche, besuchten noch eine der beiden Akademien. Die meisten Seminaristen heirateten und gingen bereits nach ein bis zwei Jahren in den Gemeindedienst. Trotzdem entließen die Seminare viel zu wenige Priester in die Gemeinden, so daß ein offenbar sehr großer Prozentsatz der Priester aus Laien bestand/besteht, die erst nach ihrem Ausscheiden aus dem bürgerlichen Berufsleben, als Rentner, die Priesterweihe empfangen hatten – sie kannten als Chorsänger oder Psalmleser den Ablauf der Liturgie, und das mußte ausreichen. Eine irgendwie geartete theologische Ausbildung hatten sie nicht.

Jedoch sind diese Rentner im Priesteramt überaltert, den heutigen katechetisch-missionarischen Aufgaben meist nicht gewachsen und werden in der Regel aus physischen Gründen in absehbarer Zeit aus dem Pfarrdienst ausscheiden müssen. Daher liegt der aktuelle Priesterbedarf weit über den Tausenden vakanten Stellen. Insofern wird sicherlich noch viele Jahre eine Einrichtung zur Priesterausbildung genutzt werden, die eigentlich der Ausbildung des Klerus minor dienen soll: die sog. Geistlichen Lehranstalten, von denen es derzeit in Rußland knapp 20 geben dürfte. Hier erhalten in zweijährigen Kursen Psalmsänger, Vorleser, Hypodiakone, auch Chorleiter und Ikonenmaler eine grundlegende Ausbildung – aber die allermeisten Absolventen dürften sofort nach Abschluß des Kurses ins Pfarramt gehen.

Verschiedene Ausbildungsstätten sind gegründet worden, bei denen man beobachten muß, wie sie sich entfalten und ob sie auf Dauer finanzierbar sind – so das eine oder andere orthodoxe Gymnasium, auch ein orthodoxes Institut (d.h. Volksuniversität mit allen Fakultäten auf orthodoxer Basis). Der Elan ist zunächst einmal da. Es handelt sich dabei übrigens um Institutionen, an denen die ROK direkt und organisatorisch nicht beteiligt ist –, es sind vielmehr private Initiativen.

Probleme mit Rechtsextremismus und Vergangenheitsbewältigung

Die gesamte Aufbauarbeit der Kirche, aber auch der Unterhalt der bestehenden Einrichtungen, die Gehälter für die zahllosen kirchlichen Mitarbeiter, die Unterbringung der Studenten in Internaten und ihre Verpflegung, der gesamte Auslandsapparat und das kirchliche Pressewesen sind nicht mehr zu finanzieren, seitdem der Rubel kaum noch etwas wert ist. Beim Wiederaufbau und bei den oft längst überfälligen Renovierungen können die Materialien kaum noch beschafft bzw. bezahlt werden. Der Einsatz der Gläubigen für ihre Kirchen ist bewundernswert – aber er hat dort sein Ende, wo die Materialbeschaffung Grenzen setzt. Die kirchlichen Mitarbeiter können im allgemeinen noch gehalten werden. Das kirchliche Pressewesen hat in den Jahren 1989/1990 einen unglaublichen Aufschwung genommen.

Überall wurde die neue Religionsfreiheit gleichsam durch den Druck von Eparchialzeitschriften und vielen anderen kirchlichen Blättern zelebriert. Der Patriarchatsverlag begann mit der Herausgabe einer Wochenzeitung und einer Hochglanz-Monatszeitschrift. Dann jedoch trat Papierknappheit ein, es kamen Inflation und Wirtschaftskrise. Heute ist von dem hoffnungsfrohen Aufblühen kirchlicher Literatur praktisch nichts mehr vorhanden. Der Patriarchatsverlag kann – angeblich – die Porti nicht mehr bezahlen.

So glänzend die ROK *institutionell* jetzt dasteht, so schwierig ist die innerkirchliche Lage. Der Druck von oben, der früher wie mit Fesseln alle divergierenden Kräfte gebändigt hat, ist entfallen, und es treten die bis jetzt unterdrückten Tendenzen

zutage. Neben mancherlei anderem sind es vor allem zwei Komplexe, die Patriarch Aleksij zu schaffen machen: der *Rechtsextremismus* in der Kirche und die *Vergangenheitsbewältigung*.

Die (eigentlich nicht mehr latente) extrem-nationalistische Tendenz bei Repräsentanten der ROK fiel in Gesprächen mit Vertretern der russischen Orthodoxie schon früher auf. Zwischen gesundem Nationalismus und seinem rechtslastigen Überborden ist natürlich nicht immer leicht zu unterscheiden. Aber wenn der Anti-Ökumenismus ein erträgliches Maß überschreitet und Christentum nur noch in Gestalt der *russischen* (natürlich nicht der griechischen oder gar amerikanischen) Orthodoxie akzeptiert wird und Träume vom russischen Riesenreich mit altkommunistischen Träumen von der großen Sowjetunion zusammenfließen – ist es schon ziemlich weit gekommen. Schließlich tritt eine Komponente hinzu: der *Antisemitismus*. Es war seit der Jahrtausendfeier der Taufe der ROK 1988 in manchen kirchlichen Kreisen anscheinend schick, sich antisemitisch zu geben. Bei der Vielzahl getaufter Juden und vor allem auch bei der Vielzahl von Priestern jüdischer Herkunft, ist Antisemitismus ein besonders schwieriges Phänomen.

Als am Morgen des 9. September 1990 Erzpriester *Alexsandr Men* auf dem Wege zum Gottesdienst erschlagen wurde, war die Betroffenheit groß. Präsident Jelzin setzte eine Untersuchungskommission ein. Bis heute jedoch ist nichts aufgeklärt. Und es gibt manchen, der meint, die Kirche sei bis in ihre Spitze so in diesen Mord verstrickt, daß sie eine Aufklärung verhindern müsse. Ob diese Sicht der Dinge richtig ist, bleibe dahingestellt, aber es ist kein Geheimnis, daß der Erzpriester viele Feinde in der Kirche hatte. Er betrieb in der Breschnjew-Ära erfolgreich Katechese, hatte immer wieder die Grenzen des im Sowjetstaat Möglichen ausgelotet und diese oft überschritten. Tausende hat er getauft, Hunderten war er ein geistlicher Führer. Buchstäblich in der ganzen Sowjetunion kannte man ihn als begnadeten Prediger, der in wachsendem Maße von den Medien um Aufsätze, Interviews und öffentliche Auftritte gebeten worden war. Die Ökumene und der christlich-jüdische Dialog waren ihm stets ein besonderes Anliegen. Seine Kritiker (oder Feinde?) werfen ihm vor, er habe nicht die wahre Orthodoxie vertreten, sondern mit seiner Brillanz und Rhetorik der jüdischen Theologie und dem Ökumenismus hinterhältig Eingang in die Orthodoxie verschaffen wollen.

Es bleibt beim Schlagabtausch

Juden in Rußland bezeichnen als den beunruhigendsten Fall von Antisemitismus den Metropoliten von St. Petersburg von Ladoga, *Ioann* (Snytschew); beunruhigend nicht nur wegen seiner antisemitischen Äußerungen und Aktivitäten, sondern mehr noch, weil Metropolitan Ioann auch Mitglied des HI. Synod ist und damit in der „Chefetage“ der Kirche sitzt.

Die Diskussion über die *Vergangenheitsbewältigung* in der Kirche ist teilweise leidenschaftlich – aber nur seitens der

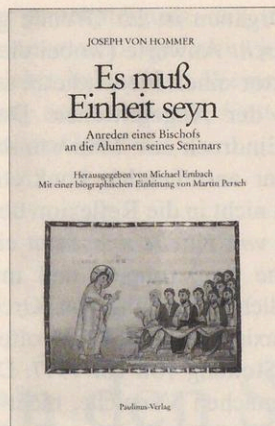
Ankläger. Hier gibt es zwei Gruppen: Es sind einerseits die, welche mit großer Sorge um ihre Kirche eine Besinnung fordern und entscheidend den inneren Reinigungsprozeß in Gang zu setzen versuchen. Dabei ist die Frage nicht, ob sie (die Priester *Gleb Jakunin*, *Georgij Edelstein*, *Wjatscheslaw Polosin* u. a.) dabei immer gut und richtig vorgehen. Es wird in Kreisen der ROK versucht, das echte Bemühen dieser Priester mit unseriösen Pressekampagnen von antikirchlichen Sensationsmachern gleichzusetzen. Es gibt nämlich seit einiger Zeit in Rußland unter Altkommunisten bzw. verkappten Wendehälsen Versuche, den früheren Kampf gegen die Kirche fortzuführen – und zwar jetzt durch sensationelle Zur-Schau-Stellung der kirchlichen Beziehungen zum KGB. Auf diese Weise soll das Ansehen der Kirche geschmälert werden.

Die Kirche reagiert auf diese Anwürfe nicht sehr geschickt: Es wird alles abgestritten und zurückgewiesen mit dem Hinweis, die Vorwürfe der KGB-Zusammenarbeit gegen einige führende Hierarchen der ROK würden von alten Bolschewisten erhoben, die so ihren Kampf gegen die Kirche fortsetzen. Gleb Jakunin und andere Kritiker hätten sich in das gleiche Fahrwasser begeben. Jedenfalls kommt eine sachliche Diskussion nicht in Gang.

Ende 1991 wurde eine Parlamentskommission gebildet, die – unter Mitarbeit von Polosin und Jakunin – die KGB-Archive auf Hinweise auf KGB-Aktivitäten in der Kirche sichten sollte. Nachdem einiges belastendes Material im Frühjahr 1992 veröffentlicht worden war, erwirkte Patriarch Aleksij die Auflösung der Kommission. Er begründete Präsident Jelzin gegenüber sein Ersuchen damit, daß die Arbeit dieser Kommission eine unzulässige Einmischung des Staates in kirchliche Angelegenheiten darstelle und daher eingestellt werden müsse. Das geschah dann auch. Der Hl. Synod bestellte eine kirchliche Kommission, welche die Archivakten der Parlamentskommission auswerten sollte. Mehr als ein Jahr nach der Gründung der Synodalkommission hat ihr Vorsitzender die Parlamentsakten offenkundig noch immer nicht erhalten; er selbst hält die Existenz dieser Kommission für nichts anderes als Augenwischerei.

Menschen in Rußland erklären, die Kirche habe durch die bekanntgewordenen Fälle von Kollaboration nicht an Ansehen verloren. Aber jetzt verliere die Kirche täglich an Ansehen, weil sie sich nicht zu klaren Stellungnahmen aufraffe, nur mit lahlen Dementis reagiere und nicht in die grundsätzliche Diskussion eintrete. Befremden und Ärger ruft es hervor, daß die Bischöfe und sonstigen kirchlichen Mitarbeiter, gegen die massivste Vorwürfe erhoben werden, nicht bis zur Klärung dieser Vorwürfe suspendiert sind, sondern nach wie vor ihre prominenten Positionen einnehmen. Man weist darauf hin, daß dem Patriarchen die Hände gebunden sind: Im eigentlich kirchenleitenden Gremium, dem Hl. Synod, habe sich der neue Geist noch nicht durchgesetzt. Auf seine Zusammensetzung habe der Patriarch keinen direkten Einfluß und gegen den Willen des Hl. Synod könne sich auch der Patriarch nicht durchsetzen.

Neuerscheinungen



Joseph von Hommer

Es muß Einheit seyn

Anreden eines Bischofs an die Alumnen seines Seminars

124 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag, 29,80 DM
ISBN 3-7902-0152-9

Ein Bischof verteidigt vor seinem Klerus den Primat des Papstes, den Pflichtzölibat, das Breviergebet, die klerikale Kleidung sowie das Fasten- und Abstinenzgebot. Er muß sich mit der Praxis konfessionsverschiedener Ehen unter veränderten Zeitverhältnissen auseinandersetzen.

Einen Bischof mit solchen Aufgaben verweisen wir ohne Zögern in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts. Tatsächlich aber war der Bischof, um den es hier geht, zweihundert Jahre vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil geboren.



Wege der Evangelisierung

Heinz Feilzer zum 65. Geburtstag

360 Seiten, Paperback, 39,80 DM
ISBN 3-7902-0153-7

Erst seit einigen Jahren ist „Evangelisierung“ auch zum Programmwort der europäischen Kirche geworden, obwohl der damit bezeichnete Vorgang doch „die Gnade und eigentliche Berufung der Kirche, ihre tiefste Identität“ ist – und schon immer gewesen ist.

Um eine sach- und situationsgerechte Aufarbeitung des Evangelisierungsbegriffs unter hiesigen Verhältnissen bemühen sich die Beiträge des vorliegenden Bandes. Dabei liegt der Schwerpunkt auf den verschiedensten Fragestellungen aus den praktisch-theologischen Disziplinen.

Paulinus-Verlag Trier, Postfach 30 40, 5500 Trier

Die gesamte Diskussion um die Kollaboration kirchlicher Funktionsträger mit staatlichen Organen ist im Grunde genommen lediglich ein *Schlagabtausch*: Anwürfe (wobei diese in der Tat manchmal den Charakter einer Medienhetze annehmen) – stereotype Dementis der Angegriffenen. Dem Außenstehenden drängt sich der Eindruck auf: Man wünscht nicht nur nicht die Diskussion der anstehenden konkreten Frage, sondern man will überhaupt nicht in die Reflexion über die Problematik *des Verhältnisses von Kirche und Staat* eintreten. Zwar gibt es gelegentliche Äußerungen, daß man kirchlicherseits jetzt auf eine wirkliche Trennung von Kirche und Staat dränge, aber in der Praxis sucht die ROK offensichtlich wieder ihre privilegierte Stellung von vor 1917. Die ROK oder Gruppierungen darin machen Versuche, nichtorthodoxe Kirchen in Rußland als Kirchen minderen Rechts zurückzusetzen, die unter die Kontrolle staatlicher Kommissionen mit kirchlicher Beteiligung gestellt werden sollten. Allerdings sind angesichts der Entmündigung der Russischen Kirche seit fast 300 Jahren – durch das petrinische Staatskirchentum, dann durch die sowjetische Gleichschaltung – Überlegungen in dieser Richtung und das Finden eines ausgewogenen Standpunktes gegenüber dem Staat noch viel schwieriger, und sicher auch schmerzlicher, als hierzulande.

„Bruderschaften“ als Hoffnungszeichen

Der Blick auf die offizielle Kirche, die Hierarchie – die sichtbare ROK – offenbart manches Fragwürdige. Aber es gibt auch eine „inoffizielle“ Kirche. Das sind die Priester in den Gemeinden, das sind die Gemeinden selber oder jedenfalls Teile davon, die anpacken – sie sind es, die die Kirchen wieder aufbauen, die orthodoxe Universitäten aufbauen, orthodoxe Gymnasien und kirchliche Krankenhäuser ins Leben rufen. Menschen, die an die Mission ihrer Kirche glauben und sich mit der Frage der Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit ihrer Bischöfe gar nicht beschäftigen wollen, schließen sich in „Bruderschaften“ zusammen, die es in der Geschichte Rußlands in Krisenzeiten früher schon gegeben hat. Das sind keine Klostergemeinschaften von Laien, vielmehr handelt es sich um Kern- oder Basisgemeinden, die – um ihren Priester, um einen „geistlichen Vater“ geschart – all das in die Hand nehmen, was der Kirche bisher verboten war: Katechese vor allem (Sonntagsschule), Druck geistlicher und erbaulicher Literatur, Betreuung von Kranken, Dienst in Krankenhäusern, Betreuung von Gefangenen, Betreiben von Garküchen für die ganz und gar Mittellosen.

Der Patriarch selbst ist Schirmherr dieser Bewegung, die bereits weit über 100 Bruderschaften zählt. Natürlich bleiben auch die Bruderschaften von der Gesamtlage nicht unberührt. So wurden um das berühmte Dreifaltigkeits-Sergij-Kloster in Sergiew Posad (früher Sagorsk) herum, das offenbar ein sehr einflußreiches rechtsextremistisch-antisemitisches Zentrum in seinen Mauern birgt, ziemlich extreme rechtsorientierte Bru-

derschaften ausgemacht. Es handelt sich dabei um neue Bruderschaften, die weniger karitative denn nationalistische Zielsetzungen verfolgen und im Dachverband der Bruderschaften unerwünschte Auseinandersetzungen vom Zaun brechen.

Das Gros der Bruderschaften bleibt jedoch den alten Zielsetzungen verpflichtet, man ist sich der Gefahr von rechts bewußt. Gerade auch vor diesem Hintergrund können die Bruderschaften, wenn sie sich von dem extremen Flügel deutlich distanzieren, jene moralische Autorität verkörpern, welche die suchenden Menschen in Rußland in der Institution „Russische Orthodoxe Kirche“ bis heute oft noch vergeblich suchen.

Was Patriarch *Aleksij* seit seiner Wahl im Juni 1990 im Sinne einer inneren Reinigung der Kirche geleistet hat, wird selten gewürdigt – kann auch nur schwer gewürdigt werden, weil er darauf bedacht ist, nicht neue Wunden aufzureißen. Bisher ist nur ein Fall bekannt, daß jemand in Verbannung geschickt wurde: der gefürchtete frühere Vorsteher des Höhlenklosters von Pleskau/Pskow, Archimandrit *Gawriil* (Stebblutschenko), seit 1988 Bischof von Chabarowsk, der in eine Einsiedelei auf einer Insel des Ladogasees verbannt ist. Hier hatten menschliche und politische Verfehlungen ein für heutige Vorstellungen unerträgliches Maß erreicht.

Gleich nach Patriarch Aleksijs Wahl wurden jene zentralen Gestalten aus Moskau entfernt, die in den letzten Lebensjahren des verstorbenen Patriarchen *Pimen* eine „Mafia“ (so der kircheninterne Terminus) aufgebaut hatten, welche die Kirche von innen zerstörte. Ende 1992 schließlich wurden die Rektoren der Moskauer und der Petersburger Akademien und Priesterseminare aus ihren Ämtern entfernt, ohne daß (beispielsweise der Moskauer Rektor, Erzbischof *Aleksandr* [Timofejew] von Dmitrow) sie mit einer neuen Tätigkeit betraut worden wären. So ließe sich auf der „mittleren Ebene“ noch manches Beispiel für Versuche des Patriarchen anführen, einige der brennendsten Probleme innerhalb der Verwaltung zu lösen.

In der bedeutsamen Predigt des Patriarchen zu Beginn des Großen Fastens am 22. Februar 1993 finden sich folgende Passagen:

„Geliebte im Herrn! (...) Der Herr ist nahe. Deshalb müssen wir uns heute vor unserem Gewissen lossagen von aller Sünde, von aller Unwahrheit, von jedem Kompromiß. (...) Wir tun Buße für die unter uns, die nicht fest genug gestanden haben in den Jahren der Verfolgung, die sich als kleinmütig erwiesen haben, und besonders für die, welche – Gott behüte – die Verfolger unterstützt haben, welche die Kirche mit Füßen getreten und den Gläubigen unerträgliches Leid und Tod gebracht haben. Heute, da das Meer der Leiden an uns vorübergeflossen ist, bekennen wir uns schuldig – vor jedem, der daran gelitten hat, daß wir ihn nicht mit der Glut unserer Herzen entzündet, uns nicht immer um Gottes willen aufgeopfert haben.

Unser einstmals frommes und Gott so treues Volk hat die Fähigkeit verloren, die ‚Geister zu scheiden‘, hat die moralische Orientierung verloren. Trägheit und sündhafter Stolz,

Gewalt, das amoralische Klima in Politik und Wirtschaft haben uns alle infiziert. Unsere Familien sind zerstört – die Grundlage unserer jahrhundertelangen Lebensweise (...). Jeder Mensch ist schuldig vor dem Angesicht Gottes. Aber die größte Schuld lastet auf uns – meine Brüder Bischöfe und Priester. Wir müssen uns am Jüngsten Gericht verantworten

für unsere Herde. Wir tragen die Last ihrer Sünden, die Last der Anschuldigung, daß wir nicht immer ein gutes Beispiel gewesen sind und nicht immer die uns Anvertrauten recht belehrt haben. Mit Weinen über unsere Sünden, mit Hoffnung auf die Gnade Gottes rufen wir zu Ihm: Vergib uns, gütiger Gott!“

Gerd Stricker

Ein Fach zwischen den Stühlen

Wo steht heute die Pastoraltheologie?

Seit einiger Zeit stellen wir in einer lockeren Folge von Beiträgen Stand und Probleme wichtiger theologischer Disziplinen vor. Nach der alt- und neutestamentlichen Exegese und der Dogmatik ist diesmal die Pastoraltheologie an der Reihe. Viele Probleme, die sich aus der schwierigen Situation von Glauben und Kirche in modernen Gesellschaften ergeben, werden heute vor allem in der Pastoraltheologie bzw. anderen Bereichen der Praktischen Theologie verhandelt. Der Autor unseres Berichts war Assistent am Freiburger Lehrstuhl für Pastoraltheologie und arbeitet jetzt im Institut für Pastorale Bildung in Freiburg.

Ein Blick auf die Situation der Pastoraltheologie im Kontext von Kirche und Theologie vermittelt dem Beobachter der kirchlichen und der akademisch-theologischen Szene den Eindruck, daß die Pastoraltheologie zwischen zwei Stühlen sitzt. Auf der einen Seite stehen die „Praktiker vor Ort“, die sich mit großem Engagement um eine zeitgerechte und zielgemäße pastorale Praxis bemühen. In der Sorge um die Weitergabe des Glaubens werden sie von Gremien und Einrichtungen auf den verschiedenen pastoralen Ebenen unterstützt. In den Diözesen versucht man Pastoralkonzepte zu entwickeln, die Antworten auf die Herausforderungen der Zeit geben und zugleich dem Anspruch des Evangeliums gerecht werden. Bei all diesen Bemühungen läßt sich jedoch eine gewisse Ratlosigkeit und die Befürchtung der Vergeblichkeit der Anstrengungen nicht verbergen. Unter immer schwieriger werdenden Bedingungen erwarten sich die „Praktiker“ von der Pastoraltheologie Rezepte, Tips und Tricks für eine effiziente und erfolgreiche Praxis – und werden dabei regelmäßig enttäuscht. Viele haben sich deshalb schon längst dem boomenden Markt der „Schnellhilfeleratur“ zugewandt. Dort werden sie mit Praxisbüchern versorgt, die rasche Hilfe und einfache Lösungen versprechen.

Auf der anderen Seite begegnet die Pastoraltheologie den „eigentlichen“ theologischen Fächern, der biblischen, historischen und systematischen Theologie. Ihnen gegenüber glaubt die Pastoraltheologie immer wieder ihre Theologizität und Wissenschaftlichkeit rechtfertigen zu müssen. Seit ihrer Einrichtung als eigenständige Universitätsdisziplin durch kaiserliche Verordnung im Zuge der thesesianisch-josephinischen

Studienreform nach der Konzeption von *Stefan Rautenstrauch* (1777) haftet ihr der Geruch einer bloßen „Anwendungslehre“ an: Ihre Funktion wird auf die Vermittlung systematisch-theologischer Theorien in die Praxis beschränkt. Als „angewandte Theologie“ wird sie zum *Umschlagplatz für die Resultate der anderen theologischen Disziplinen*.

Auf welche Praxis bezogen?

In der Frage nach dem Verhältnis von Theorie und Praxis hat die Pastoraltheologie in den siebziger und zu Beginn der achtziger Jahre ein hohes Reflexionsniveau erreicht (vgl. *Norbert Mette*, *Theorie der Praxis*, Düsseldorf 1978; *Walter Fürst*, *Praktisch-theologische Urteilskraft*, Zürich-Einsiedeln-Köln 1986). Dies mag auch daher rühren, daß sie im Geflecht der theologischen Disziplinen ihre Stellung gegen die ihr zugeschriebene marginale Position immer wieder behaupten muß. Trotz aller Bemühungen sind jedoch konsensfähige Lösungen des Problems nach wie vor nicht in Sicht. Die diskutierten Ansätze und Modelle sind über Prolegomena zu wissenschaftlichen Arbeiten kaum hinausgekommen – geschweige denn in konkrete Forschungsprogramme umgesetzt worden. Damit mag auch zusammenhängen, daß heute wissenschaftstheoretische und methodologische Arbeiten in der Praktischen Theologie nur noch selten anzutreffen sind.

Konsens besteht darin, daß Pastoraltheologie bzw. Praktische Theologie (kritisch) auf die *vorfindliche Praxis* bezogen ist und Handlungsorientierungen für zukünftige Praxis leisten